



Die Gerechtigkeit der Marianne Denier

Erzählung von Ernst Zahn

(Schluß)

Man packt sie auf einmal die Sehnsucht, das jähe fiebrige Verlangen. Die Magd oben in der Kammer, die Heinricha, die hatte, nach was sie hungrig war! Und Tausende hatten es! Nur sie, Marianne, mußte verdorren, langsam, neben dem — dem da drinnen!

Sie hob die vollen Arme an den Hintertopf und drückte die schweren Flechten zusammen, als ob das ihr den Kopf klarer machte, ihre Brust schwellte dabei, und sie seufzte zitternd. Dann stand sie auf. Es litt sie nicht. Obwohl sie froh, war der Kopf ihr heiß, und die Rippen waren ihr trocken wie vor Durst. Sie hätte in die Nacht hinauslaufen mögen, den Michel zu suchen.

Horch! Da ging die Haustür, scholl ein Schritt unten im Flur. Das — das war er! Nun hatte sie Angst. Sie fachte die Lampe und löschte sie. Das Glas klirrte, die Host machte ihr die Hand unsicher. Sie stellte die Lampe hin, unachtsam, wohin sie zu stehen kam, und verschwand fast laufend in der Nebenkammer. Er — Michel — hätte über sie kommen können! Einen Augenblick kaufte sie. Der Heimkehrende war noch immer auf der unteren Treppe. Langsam, wie tappend, kam er herauf. Vielleicht — vielleicht hatte er wieder getrunken! Jetzt rührte sich Jost, ihr Mann, in seinem Bette. Er durfte nicht merken, wie sie lauschte, er mußte ohnehin mehr als einer mit sehenden Augen. So begann sie sich zu entkleiden und hielt nur zuweilen den Atem an, um zu horchen, was östliche, ob Michel näherkomme, vorübergehe, hinaufsteige. Eben als sie sich zu Bette gelegt hatte, kam er an der Kammer vorbei, zögerte und ging dann weiter. Es war ihr, als murre er etwas in sich hinein. Dann setzte er steif seinen Weg fort, und bald verhallte sein tappender Schritt hinter der Tür seiner Schlafstube. Marianne aber hatte nicht Ruhe. Sie lag mit eingezogenem Atem in den Kissen, vom Bette ihres Mannes abgedreht, und manchmal hob sie vorsichtig den Kopf und lauschte, mit großen Augen ins Leere spähend. Jumeilen wurde ihr heiß, sie fühlte, wie das Blut in ihr wallte und zu Häupten drängte. Dann ließ sie die runden weißen Arme, von denen die Ärmel des Nachtaemdes sich zurückstreifen, aus dem Bette hängen mit einer Art Gier nach etwas Unbestimmtem, nach dem sie halb willenlos die Arme reckte. Allmäh-

lich neigte der Oberkörper sich den Armen nach. Es zog sie fast von ihrem Lager. Die Zähne schlugen ihr aufeinander. Im nächsten Augenblick meinte sie aufspringen zu müssen, im folgenden warf sie sich schon wieder in die Kissen und krallte die Finger ins Kissen, als müßte sie sich festhalten, damit das Verlangen sie nicht losriß und zu dem andern hinaufsteifte.

Plötzlich stand ihr der Herzschock still vor Schreck. Ihr Mann sprach ganz laut hinter ihr.

„Du hast nicht viel Ruhe heute nacht!“ Er hielt das Gesicht ihr zugewendet. Sie sah nicht, daß er lachte, aber es hatte in seinen Worten wie spöttisches Lachen geklungen.

Sie entgegnete kein Wort, lag von da an nur wie betäubt, ganz reglos auf dem Rücken, als ob er sie geschlagen hätte, wie sie es verdiente.

Langsam bevor es hell wurde, stand sie auf. Dieselbe Erregung wie am Abend bemächtigte sich ihrer, und sie war bereit, Michel zu begegnen, wo er wollte. Inzwischen arbeitete sie. Es war der Tag, an dem sie noch vor dem Morgenessen die Wohnstube zu scheuern pflegte, und sie warf sich in die rauhe Arbeit mit dumpfer Verbissenheit, damit sie die eigenen Gedanken betäube. Aber als sie eben an eines der Fenster trat, um es zu reinigen, während die Heinricha im Innern der Stube ihr an die Hand ging, sah sie Michel unten auf die Straße treten. Sie traute ihren Augen nicht. Es war ihr, als hätte sie hören müssen, wie er hinabstiege. Aber sie erkannte den Koffer, den er auf der Schulter trug, und dann ihn selber, den braunen Kopf, den stämmigen Rücken. Die Hände auf das Gesims gestemmt, beugte sie sich vor. Sie wollte schreien. Es riß sie vorwärts, als müßte sie aus dem hohen Fenster ihm nach, gleichviel wie sie unten ankam. Aber sie schwieg, schweig noch immer, und — Jetzt war er schon fort, drüben um die Ecke gebogen.

Sie nahm ihre Arbeit wieder auf. Sie hatte ein Empfinden, als sei ihr das Blut in den Adern erkoren. Und fast, wie sie am ganzen Leibe war, setzte und wusch sie in ihrer Stube. Sie griff stark zu und fühlte doch nicht, was sie anfachte. Ihre Bewegungen waren alle wie von einem Räderwerk getrieben. Dennoch, nach einer Weile — war es die ihr Blut zum Wallen bringende Arbeit, war es, daß sie bei ihrem Scheuern

an die Wand gekommen war, wo die Photographie ihres Vaters unter Glas und Rahmen hing — hob ein Aufstehen ihr die Brust. Er war fort jetzt! Und nun erkannte sie ihre Umgebung wieder. Das Zwintern vor ihren Augen verlor sich. Sie sah genau, was sie angriff, wie die Stube allmählich schmuck wurde unter ihren und des Mädchens ordnenden Händen. Da begann es langsam in ihr ruhig zu werden. Es fiel ihr ein, daß zwischen Michel und ihr äußerlich nichts geschehen, was eine Pflichtverletzung bedeutete. Dieser Gedanke machte ihr das Herz schneller schlagen. Was war das gut! Daß der schamlose Hunger nur in ihr gewesen war! Daß kein Schrei, noch weniger eine Tat ihn verraten hätte! Nun war ein Ende! Michel war fort! Es half nichts mehr, wenn es sie im Innern brannte. Das tat keinen Schaden mehr! Und — mit der Zeit — wollte sie auch über das Herr werden! Die Sehnsucht nach Lauterkeit, die sie aus dem Vaterhause mitgebracht hatte, regte sich. Eine letzte Wärme legte sich auf sie.

Marianne schaute sich nach der mit ihr arbeitenden Heinricha um, die sie gar nicht mehr beachtet hatte. Letztere hob eben einen Blechimer Wasser vom Boden, um ihn hinauszutragen. Plötzlich hörte Marianne, wie sie ächzte und einen kurzen, rasch verbissenen Wehelauf ausstieß. Unwillkürlich wendete sie sich ihr zu. Sie sah, wie Heinricha den Kessel auf die Schulter heben wollte, ihn aber, wie von einem jähen Schmerz durchzuckt, wieder sinken ließ und ihn mit hängendem Arm mühsam hinausstrug.

„Was hast Du?“ fragte Marianne. Heinricha drehte sich nicht um, griff nur mit der freien Hand nach der Hüfte und stotterte, daß sie sich beim Heben weh getan. Marianne bemerkte die Verlegenheit, die in ihrer Haltung lag, als sie die Tür gemann. Als das Mädchen zurückkam, blickte sie sie scharf an. Heinrichas Gesicht glänzte von Blässe. Die eigentümlich verzwommeneren Züge hatten einen scheuen Ausdruck, das schwarze Haar hing wie immer unordentlich in die Wangen. Sie tat, als bemerke sie Mariannens Blick nicht. Als sie aber gewahr wurde, daß ein Verdacht in letzterer aufstieg, wurde sie unruhig, dann ängstlich. „Was hast Du, Heinricha?“ fragte Marianne strenger.

Jene wollte antworten. Dann aber stellte sie den Eimer zu Boden und hob den

Arm schnell zu den Augen. Das Gesicht zuckte ihr. „Er will mich nicht mehr, der Meß!“ stieß sie heraus, drehte sich ab und wachte bitterlich. „Jesses, o Jesses!“ klagte sie.

Marianne erriet alles. Und nun stiegen Gedanken wie Pfeile auf sie ein. Sie und die Magd! Erlegen war die eine! Und — es war nicht weit davon gewesen, daß auch die andre erlegen mürde! Was für eine Schwüle war da im Hause! Wie tat da Luft not! Sie empfand, daß eines sich aufrufen mußte, wieder Sauberkeit in das Haus zu bringen, empfand, daß das an ihr war.

„Es wird mit Meß zu reden sein,“ sagte sie.

Die Heinricha schüttelte den Kopf.

„Das wäre mir sonderbar, wenn er nicht seine Pflicht tun müßte!“ beharrte Marianne.

„Ein Mann, der einen gezwungen nimmt,“ gab Heinricha zurück, „dem man immer ansieht wie er einen nicht mehr mag.“

Marianne schwieg jetzt. Es drang viel auf sie ein; aber je mehr sie in diesem Augenblick erlebte, desto mehr wuchs ihre Widerstandskraft und fiel die lähmende Leidenschaft von ihr ab.

„Jesses, o Jesses!“ wimmerte die Heinricha. „Wo soll ich hin? — Ich kann nicht heim! — Der Vater würde mich erschlagen. — Und ich kann keinen, zu dem ich gehen kann.“ Sie stand untätig da, während die Frau ihre Arbeit fortsetzte.

„Sei ruhig jetzt,“ befahl Marianne barsch. Dann ließ sie sie am Tisch mit angreifen, der beiseite stand und den sie an seine alte Stelle zu rücken hatten; und nun ließ sie ihr keine Ruhe mehr, sich auf neue Klagen zu besinnen, sondern ließ sie gleichsam mit harten Meißelhänden und zwang sie zu arbeiten, rüttelte sie immer aufs neue auf, wenn sie in ihr Schluchzen zurückfallen wollte.

Sie kamen bald mit ihrer Aufgabe zu Ende. Dann nahm der Vormittag seinen gleichförmigen Gang. Der Blinde wurde angekleidet, in die Stube geholt und das Frühstück eingenommen, von dem jedes aufstand, um an sein Tagewerk zu gehen.

„Ist er fort jetzt?“ fragte Jost Demier Marianne wieder.

Sie merkte wohl, daß er auf die Art, wie sie ihre Antwort geben würde, gespannt war. „Ja,“ entgegnete sie kurz und machte Miene, die Stube wieder zu verlassen.

„Was ist mit der Heinricha?“ fragte er da.

„Wieso?“

„Meinst, ich habe sie nicht kümmern gehört?“

„Ich werde es Dir sagen — später!“

Mit diesem Bescheid ging Marianne. Jost Demier sah da, als ob sie ihn tiefer in seinen Stuhl gedrückt hätte. Er hatte erwartet, sie verlegen und nachsichtig zu finden. Statt dessen war sie kurz angebunden und überlegen. Er war so erstaunt, daß er stiller und beschöner in seinem Stuhl saß und darauf den ganzen Tag vergaß, sie mit seiner übeln Lanze zu quälen.

Am Abend, als Demier wieder in seiner Kammer saß, hatte Marianne Meß, den Knecht, bei sich. Er brachte wie immer den Schlüssel und hängte ihn an den kleinen Wandkasten. Mit einem kurzen „Gut Nacht!“ wollte er sich entfernen. Da rief Marianne ihn zurück. Sie hatte am dunkeln Fenster gestanden und wendete sich ihm nun zu.

„Ich habe ein Wort mit Euch zu reden,“ begann sie.

Er nahm unwillkürlich die Kappe vom struppigen Kopf, die er beim Hereinkommen hatte sitzen lassen. Dazu lachte er und kam um einen seiner weiten, federnden Schritte näher. Erwartungsvoll, in halb gebückter Stellung und die Kappe vor sich hinhaltend,

stand er da. Als Marianne nicht gleich sprach, drehte er an seinen drei Schnurrbarthaaren und lachte abermals mit einer lägenhaften Freundlichkeit, die etwas Unmännliches hatte.

„Wann wollt Ihr die Heinricha heiraten, Meß?“ fragte die Marianne. Ihr Ton war fast gütig, lang aber, als ob sie von einer abgemachten Sache spreche.

Der Knecht wurde gleich zornig. „Ich denk' nicht daran,“ sagte er und zog ein paar mal den dünnen Hals in die Länge vor Entrüstung.

„So?“ erwiderte Marianne gedehnt.

„Und was Eure Pflicht anbetrifft . . .“

„Bah,“ gab er höhnisch zurück. „Pflicht! Sie ist mir nachgelaufen, bis es ja weit gekommen ist. Nicht um tausend Franken heirate ich die,“ fügte er hinzu.

Marianne betrachtete ihn. „Ihr seid ein netter Bursche,“ sagte sie, und setzte sich an den Tisch auf den sie ihre Arme legte.

Er hörte den Ausdruck von Verachtung heraus, der in ihren Worten lag. Eine Seite wurde an ihm sichtbar, die er sonst sorglich hinter seiner friederischen Unterwürfigkeit barg. „Es hat sich niemand da hineingewagt,“ sagte er frech, „niemand geht es an. Ich gehe ohnehin von hier fort, habe einweg den Dienst aufzugeben wollen.“

„So — fort geht Ihr?“ fragte Marianne in demselben verächtlichen Ton wie vorher.

„Und laßt die Heinricha im Stich?“

„Die mag zum Teufel gehen!“ schimpfte er brutal. Sein innerstes Wesen, die Frechheit kam immer mehr zum Vorschein, aber er war das unermüdete Mäntlein so gewöhnt, daß er es immer wieder darüber auflegte. Er streckte sich ein über das andre Mal und schmeckte doch immer wieder in die halb gebückte Stellung zurück, die dem Schneidler eigen ist.

„Und wenn ich Euch verzeige, Meister Meß?“ sagte Marianne. Ihr Miß doch, daß ein Kindswater pflüchtig ist, zu zählen.“

Er stuchte einen Augenblick. Dann nahm sein hageres Gesicht einen gütigen Ausdruck an.

„Was wollt Ihr eigentlich von mir,“ sagte er, die Hand am Hals, als ob ihm der Krage eine läße. „Ihr hättet, meine ich, vor Eurer Tür zu stehen.“

Es war ein Bild, wie er das halb dreißt, halb ängstlich aussah. Er blickte nachher unwillkürlich nach der Tür, als erwartete er schon, daß sie ihm gewiesen würde.

Marianne stand auf. Sie war weiß im Gesicht, stemmte die Hände auf den Tisch und schaute sich weit vorbengend, den Knecht an. Der Schein der Lampe fiel voll in ihre Züge. Der Raum an Stirn und Wangen und das schwere, weißblonde Haar glänzten. Ihre Augen aber schienen ganz dunkel.

Der Knecht griff nach der Türklinke. Es wurde ihm doch unbehaglich, wie sie ihn so anschaute.

„Gut, Du schaffst!“ sagte Marianne.

„Ja, ja,“ zänkelte er, „nach so gern gehe ich.“

„Ich will Dich morgen nicht mehr an der Arbeit sehen,“ schloß Marianne.

Er zog ein hämisches Gesicht. Dann ging er, etwas in sich hineinmurmend, hinaus. Marianne verstand ihn nicht mehr. Er zog die Tür zu früh hinter sich zu.

„Was kommt Dich an?“ fragte Jost Demier. Marianne hatte ihm gesagt, daß sie Meß, den Knecht, ausbezahlt und weggeschickt habe. „Er hat mich verunglimpft,“ antwortete sie. „Audem, daß Du es nun weißt, er hat die Heinricha in Ewande gebracht. So einen behalte ich nicht.“

Sie sagte das so hin, während sie, die Kerze weit aufgestülpt, zwischen zwei Arbeitstücken in die Stube getreten war. Ihr ganzes Wesen kochte von Heftigkeit des Handelns. Sie hielt sich bei der Frage ihres Mannes nicht auf, als ob es auf ihren Be-

scheid überhaupt keine Widerrede gäbe, und verließ im nächsten Augenblick wieder das Zimmer. Demier kam nicht zu Wort. Mit demselben entschlossenen und kraftbewußten Wesen ging sie von da an ihres Weges. Sie nahm alles an die Hand, was bisher den beiden Männern, Michel und Meß, obgelegen hatte. Dazwischen fand sie Zeit, mit einem Nachbarn wegen eines neuen Knechtes zu verhandeln.

Jost Demier kaupte auf ihre Schritte und ihr Tun. Er war verdrießlich. Aus seiner anfänglichen Ueberraschung über ihr Auftreten erwachte sein kleiner, zänkischer Zorn wieder.

„Wann geht die Heinricha?“ fragte er stöcklich und ohne Einleitung Marianne, als sie wieder einmal bei ihm eintrat.

Sie stand still und legte die Hände an die breiten Hüften, während sie einen Augenblick nachsah. Dann blickte sie auf ihren Mann nieder. „Das Mädchen ist ein ormer Tropf. Sie weiß nicht, wo aus noch ein. Ich will es ihr durchsetzen helfen, sie soll im Hause bleiben.“ — Jost Demier lachte. Eine ganze Weile sicherte er in sich hinein, und jeder Ton war wie ein hämisches und stechendes Wort.

Marianne errödete. Sie verstand ihn. Dennoch fragte sie hastig und scharf: „Was meinst Du mit Deinem Lachen?“

Er wuschelte den Spott in Zorn. „Mein Hans ist keine Anstalt für schlechte Weiber.“

Da trat sie dicht an ihn heran. „Nimm Dich zusammen!“ sagte sie mit engem Aem. Unwillkürlich ließ ihre Hand dabei auf seine Schulter. Vielleicht fühlte er die Erregung, in der sie stand. Er verlor die Sicherheit.

Sie hatte sich äußerlich nichts zusetzen kommen lassen, mochte sie innerlich erlebt haben, was sie wollte! Sie hatte im Gegenfall den fortgeschickt — den — Zudem — er — Jost Demier — bedurfte ihrer. Es lag ihm nicht daran, es mit ihr zu verderben.

„Verdamme Widerwärtigkeiten!“ Ruchte er. Dann schüttelte er ihre Hand unwirksam ab. Aber er wagte nicht, mehr zu sagen. Weil sie ihn konnte, sang Marianne. Die Arbeit drängte auch. Sie riß sie förmlich aus dem Bedenken und dem Zorn über das, was er gesagt hatte, heraus.

So kam es, daß die Heinricha im Hause blieb. Jost Demier hob zwar noch ein paar Tage lang, wenn die Mead im Zimmer gewesen war, den Kopf und fragte: „Das ist doch das Mädchen noch?“ — Wie lang soll sie noch im Hause bleiben, die?“

Aber Marianne antwortete nicht darauf.

Von Michel vertratete kein Wort. Er hatte nach seinem Wagnis das Dorf verlassen. Wohin er gegangen war, kam niemand ins Demier-Haus erzählten.

Der Winter verging vollends und der Frühling kam.

Anfangs Sommer kam die Zeit der Heinricha. Die junge Mead legte sich, zitternd vor Angst, in ihre Kammer, nachdem sie zu Marianne geflohen war: „Frau, ich — ich werde sterben.“ Marianne stand ihr mit der Hebamme eine ganze schwere Nacht lang bei, und je veragter die Heinricha war, um so härter und heiserer wurde sie. Am Morgen war das Kind, ein Mädchen, auf der Welt.

„Wenn ich wieder aufleben kann,“ sagte die Mead verzagt, „werde ich gehen müssen! Zwei werdet Ihr nicht im Hause behalten wollen.“

„Sei still,“ entgegnete Marianne, „das wird sich zeigen.“

Die Mead und ihr Kind blieben im Hause. Die Seedorfer hatten zu reden. Das Gesicht der Heinricha war nicht mehr verborgen geblieben. Auch von Michels plötzlichem Fortgehen wurde viel gesprochen. Die Dörfler bekommen vor Neugier und Aufpassen spitze Nasen und glühende Augen. „Die Marianne,“ küsterten sie sich zu, „die

junge Frau?" War da etwas nicht richtig? Das Geschwätz drang auch zum Pfarrherrn. Er sagte nichts dazu, aber auch er wurde aufmerksam. Er wunderte sich, wie das Schicksal dieser ortstrenden, eigemordigen Frau sich wohl erfüllen würde. Getrieben von Mitleid und Neugierde, befragte er die Aloisia, sein Weibkind, die so lange Zeit im Denier-Hause war. Die alte Magd senkte das düstere Gesicht und schlug die scharfen Augen zu Boden. So begann sie sich einen Augenblick. „Etwas ist einmal gewesen," sagte sie dann nachdenklich. „Auf alle Fälle — jetzt kann man der Frau nichts nachsagen." Sie sagte das zögernd und mürrisch. Es war kein frohes oder nur bereitwilliges Lob, sondern war mit Widerstreben gegeben. Der Pfarrherr fühlte heraus, daß sie mit dem Gegenstand nicht zurückgehalten haben würde, wenn die Wahrheit anders gelaufen hätte. An der Frau Denier war kein Mangel!

Es wurde abermals Herbst, Ehe Bosphard, Mariannes Vater, seinen längst beabsichtigten Besuch in Seedorf ausführen konnte. Arbeit hatte ihn zu Hause festgehalten. Marianne ging ihm auf der Straße entgegen, auf der des Unstills mit ihrem Mann gesehen war. Bosphard erinnerte sich daran und ließ sich noch einmal schildern, wie sich alles zugetragen.

„Wie geht es ihm?" fragte er darauf nach Denier.

„So gut es kann," erwiderte Marianne kurz. Sie wechselte gleich darauf den Gesprächsstoff und begann von dem klaren Tag zu sprechen, der den Vater in Uri empfing. Marianne war ihm im Hauskleid entgegengegangen. Ihr Haupt war unbedeckt, aber sie trug ein schwarzes Tuch in der Hand, das sie hätte umnehmen können. Ihre Gestalt war schwerer geworden, aber nicht plump, kräftig wie der Vater schritt sie aus, und in der klaren Luft leuchtete ihr weißes Gesicht und ihr helles Haar. Die stille Freude, die sie in sich trug, blieb ihnen, als sie ins Haus traten. Selbst der Blinde vermochte nicht, sie ihnen zu nehmen. Er war in einer bösen Laune, als Bosphard ihn zuerst begrüßte. Der Besuch weckte eine schmerzliche Erinnerung in ihm auf, und er antwortete auf den Gruß Bosphards nicht, sondern ächzte: „Das ist anders, Vater, als zur Zeit, da Ihr nun erstens hier waret. Das ist ein Leben, ein verfluchtes!"

Als jedoch der Gast ihn mit zwei Worten aufmunterte und sich bei seinen Leiden nicht lange aufhielt, sondern von anderen zu sprechen begann, versah er sich selber ein wenig. Sie kamen in ein Gespräch, an dem auch Marianne teilnahm. Und nun erinnerte sich der Kranke vielleicht der Zeit, da er im Bosphardschen Hause aus- und eingegangen, und versah einigermaßen sein jetziges Schicksal in Gedanken an jene Tage, die auch für ihn viel Schönes gehabt hatten. Er wurde gesprächiger, sein Ton wärmer und freier; für eine ganze Weile kam kein verdrossenes oder hämliches Wort über seine Lippen.

Bosphard fühlte sich wohl im Hause und blieb ein paar Tage. Ohne daß die anderen es wußten, sah er sich auch fleißig um. Manchmal folgte er mit den Augen der Tochter, halb erstaunt, halb besorgt, halb wieder mit einem fröhlichen Stolz. Sie bielt das Hauswesen in festen Händen und arbeitete, wie er noch niemanden hatte arbeiten sehen.

Am Tage vor seiner Abreise fand er sich mit Marianne allein in der Kammer, die ihm zugewiesen war. Da erst stellte er eine Frage an sie, die ihn seit seiner Ankunft beschäftigt hatte.

„Ihr habt doch einen Verwandten im Hause gehabt? Ist der so lange in Beschäftigung fort oder nicht mehr bei Euch?"

Marianne war davon, des Vaters Stube

aufzuräumen. Sie hängte sich tief über das Bett, das sie eben zurecht machte. Einen Augenblick hatte sie heiße Wangen. Dann sagte sie ruhig: „Der ist schon lange fort!"

Ihre Augen gingen über des Vaters Gesicht hin und durch die Scheibe des Fensters ins Freie. Gleich darauf trat sie zu diesem und ähnelte es weit. Als ob etwas ihren Blick festhalte stand sie eine kurze Weile reglos und weit hinaussehend.

Bosphard betrachtete sie. Er war ein einfacher Mensch, der in nicht viele menschliche Wirrnisse hineingeschaut hatte. Aber er erriet aus dem Wesen der Tochter eine Geschichte. Sie sah aus, als ob sie ihn vergessen hätte und nach etwas ausschaute, dem sie hätte nachlaufen mögen, soweit ihre Füße sie trugen. Eine Ahnung dümmerte in ihm, daß die Tochter ein Ereignis in ihrem Leben hatte, das ihr tiefer gegangen als selbst das große Unglück mit ihrem Manne. Er dachte nach und glaubte zu wissen, daß jener Verwandte an diesem Geschehnis teilhatte. Er war Mariannes so vollständig sicher, daß er nicht einen Augenblick an eine Schuld dachte, die sie auf sich geladen. Aber er ahnte viel inneren Streit, harte Tage, die noch nicht zu Ende waren, und nun fand er plötzlich das gute und feste Wort „Es muß Dir doch Freude machen, Marianne, wenn Du siehst, wie hier alles in Deiner Hand liegt!"

„Gewiß," antwortete sie langsam und veronnen, sich vom Fenster abwendend.

Der Vater fuhr fort: „Und weißt Du, was mich freut?"

Sie blinnte ihn an. „Was?" fragte sie. „Daß eine gute Lust in Deinem Haus weht — wie es daheim gewesen ist!"

Da kam sie mit ihren Gedanken wie aus einer andern Welt zurück. Ihr Gesicht leuchtete auf. Sie nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf und führte sie frisch und rüstig zu Ende. Das war, was gegen die heimliche Not half: im Gewissen ruhig sein zu können. Zu des Vaters Worten lächelte sie. „Es muß noch vieles besser werden," gab sie ruhig zum Bescheid.

Marianne Deniers Leben nahm seinen Lauf. Jost, ihr Mann, war zäh, wie die Ärzte es gelobt hatten. Sein Haar ergrante früh; aber keine Krankheit kam an ihn, die ein unnützes Leben gelüßt hätte. Er selber sagte manchmal, als in der Jahre Gong der und jener Junge und Gefunde seiner Bekanntheit hinwegfuhr: „Warum hat der Herrgott mich nicht genommen statt meiner, mich Häuflein Scherben?" Das war ein ernstgemeintes, festes und ruhiges Wort; denn Jost Denier verlor allmählich einen Teil seiner Unzufriedenheit und Jänlichkeit. Nicht ganz verlor er sie; aber die Zeit macht auch das Leid zur Gewohnheit, und so gewöhnte Denier sich daran, zu wissen, daß er ein Krüppel war, und gewöhnte sich an eines Krüppels Leben.

Aber mehr noch als die Zeit hatte Marianne Verdienst daran, wenn der Blinde geduldiger wurde. Je mehr sie selber in ihren Pflichten Befriedigung fand, um so mehr gewann sie die Heiterkeit zurück, die ihr als Kind eigen gewesen war. Es war keine laute, zum Lachen neigende Heiterkeit, sondern sie war still, ein unwillkürliches Behagen weckend. Das Gesinde empfand sie und tat, von ihr ermuntert, willig seine Pflicht, und Marianne trug sie unwillkürlich auch in die Stube, wo der Blinde in keinem Stuhl kauerte. Denier hatte manchmal das Gefühl, als wehe ihn ein freier, starker Wind an, wenn sie bei ihm eintrat. Er begann deshalb, ohne es zu wissen, so im Gespräch länger als sonst festzuhalten. Manchmal kam durch seine Worte etwas von der Festigkeit und kurz angebundenen Selbstbewußtheit seiner gelunden Tage. Sie sah ihn dann mit scharfen, suchenden Blicken an und fand manches in seiner äußeren

Erscheinung, was sie an den hohen und herben Menschen, als den sie ihn zuerst kennen gelernt, erinnerte. Das erwärmte ihren Sinn für ihn; auch sie wurde geduldiger und liebevoller. Ihre Tage waren ereignislos. Aber gerade die Einförmigkeit glättete manchen Gegenstand, der zwischen den Satten gewesen war. Unmerklich blühte Jost Denier, dem in seinem Leben Verarmten, wieder eine heimliche Freude an der Frau auf, die er nun nicht mehr sah, aber deren Wesen ihm wohltat, wie damals, als seine Augen sich noch an ihrer äußeren Erscheinung ergötzt hatten.

Eine Freude für das Deniersche Haus wurde auch das Kind der Heitrika. Es war ein schwächliches Geschöpf, das sorgfältiger Pflege bedurfte, hatte die farblosen und verschwommenen Züge und die großen, schönen Augen der Naad. Marianne brachte es über die ersten schweren Jahre hinaus. Es wurde ihr anhänglich, folgte ihr in die Wohnstube und wurde so auch bei dem Blinden heimlich, der anfänglich schalt und es nicht haben wollte, dann schwieg und dann an seinen ersten Kindestouren sich unterhielt. Mit der Zeit gab es sich, daß die kleine Maria den ganzen Tag in der Stube blieb, um die Knie Deniers spielt und ihm ein Zeitvertreib wurde. Sie bekam weiches, lockiges blondes Haar, das er stummend durch keine Fingergleiten ließ. Er begann mit Marianne von der Kleinen zu sprechen. Sie mußte ihm manchmal an des Kindes änderer Erscheinung schmerzen, was er nur erriet, nicht lehen konnte. Bald trafen sich ihre Gedanken in gemeinsamer Sorge um das kleine Mädchen, und es wuchs so sehr in diese Sorge und ihren Schutz hinein, die auch mit der Gleichgültigkeit ihres Alltagsverstandes beherzigt sich gefallen ließ, was sie von einer Mücke befreite.

Ein Erlebnis hatte Marianne im fünften Jahre, nachdem Michel Denier das Haus verlassen hatte. Ihre Natur verfeinerte sich nicht. Noch immer hatte sie Stunden, in denen der geheime Hunger sich regte, wenn sie auch immer wieder an ihrer Arbeit sich aus der Dummheit dieser Stunden erhob. Von Michel hatte nichts mehr verkauft. Er war wie ausgeblüht; manche, die ihn gekannt hatten, sprachen im Laufe der Zeit von ihm und wunderten sich, wo er hin gekommen. Keiner mußte eine Antwort. Mariannes Herz klopfte, wenn sie seinen Namen hörte, und sie quälte sich. Er war ein Lump geworden, sicher! Oder umgekommen, oder —

Da kam noch all der Zeit ein Brief aus Amerika. Als Marianne ihn aus der Hand des Briefträgers nahm und die Marke und Schrift sah, wurde ihr heiß. Sie kannte Michels Hand nicht mehr recht, hatte wenig davon gesehen seinerzeit, aber während sie an der Aufschrift des Briefes herumstudierte, war ihr, als könne er von niemand anders sein als von — ihm. Er war an sie gerichtet. Vorsichtig steckte sie ihn in die Tasche, mit gemachter Gleichgültigkeit sich umsehend, ob niemand sie beobachtet habe, und mit erzwungener Ruhe legte sie über die Treppe hinweg. Die Gedanken jagten sich in ihrem Kopfe, der Brief in der Tasche brannte sie, und ihre Hand zuckte danach. Sie stieg zur Kammer hinauf, wo sie früher mit ihrer inneren Mühe gelesenen hatte. Brief trat sie auf; es war seit langer Zeit das erste Mal, daß sie etwas heimlich tat. Als sie die Kammertür hinter sich geschlossen hatte, war sie so erregt, daß sie sich setzen mußte. Dann las sie den Brief. Und während des Lesens fiel alle Unruhe von ihr ab und das Herz schlug ihr bald in einer großen Freude.

Michel schrieb gut. Der ganze Brief hatte schon äußerlich ein lauberes und klares Aussehen. Es war nicht die Schrift eines Bekannten, sondern der Schreiber hatte offenbar ruhig und wohl überlegt Wort neben Wort gesetzt.

„Liebe Marianne!“ hob der Brief an. „Seit langem liegt mir etwas auf dem Herzen. Dir und mir bin ich es schuldig, daß ich diesen Brief schreibe. Ich habe mich vor Jahren in Deinem Hause schlecht benommen! Du wirst kaum mehr etwas von mir halten! Aber wie ich Dich kenne, wirst Du Dir manchmal Gedanken machen, ich möchte, wie ich es seinerzeit versprach, ein Nichtsniß geworden sein, und Du wirst glauben, daran Schuld zu haben. Das Schlechtwerden hätte geraten können; es war vielleicht eine Gesfahr, aber ich hatte doch nicht das Zeug dazu, schämte mich vor mir selber und vor Dir. So bin ich nach Amerika gegangen, arbeite hier auf einer Farm und verdiene schönes Geld. Die Leute wundern sich, warum ich nicht heirate. Du wirst Dich nicht wundern! Im übrigen habe ich noch nicht herausgefunden, ob es recht ist, wenn es im Leben einen Menschen geht wie Dir. Nur — meine ich freilich — daß Du und ich nichts ändern können.“

Der knappe Brief schloß mit einem kur-

zen Gruß an sie und — ihren Mann, dem er sagen ließ, er möge sie, Marianne, in Ehren halten.

Marianne erhob sich. Es war ihr, als stünde Michel Denier bei ihr in der Stube. Der Brief war wie er: stark, kurz angebunden, leidenschaftlich wie er. Und — er war kein Pupp! Sie brauchte sich nicht zu schämen, daß sie gut von ihm gedacht hatte!

Die Freude in Marianne drängte so mächtig, daß sie zweimal mit raschen Schritten die Kammer maß, und sie fühlte dabei das Bremsen kaum, das auch in ihr anhub und von den alten Wünschen kam, die sich nicht erfüllen konnten.

Ehe sie in die Wohnstube hinabging, besann sie sich, ob ihr Mann von dem Brief hören sollte. Warum aber aufrühren, was still war! Warum mit dem Blinden um Dinge marteln, von denen sich zu aller Nutzen besser schwieg?

Es war eine neue Heimlichkeit, aber eine, die keine Folge hatte; denn auf den Brief war keine Antwort nötig.

So schwieg Marianne und richtete Michels Gruß nicht aus. Aber ihr Mut und ihre Arbeitsfreude waren in dieser Stunde an noch mehr erstarrt. Unmüßig ging von da an ihre Zeit. Im Hause war Friede und Ordnung. Sie sah die Umgebung dieses Hauses an. Ihre Freude an dem Lande, in dem sie wohnte, lehrte zurüch.

Wieder spürte sie, wie das verschlossene Volk der Einheimischen gleichsam Stärke aus dem starken, düsteren Land zog und ihre eigene Kraft mehrte sich; auch sie empfing eine seltsame Lebenswärme aus der harten, steinigen Erde, auf der sie schritt. Und zuweilen wurde sie sich dieser Kraft bewußt. Ihre Sehnen spannten sich, ihre Brust dehnte sich aus; es durchdrückte sie ein wunderbares Empfinden, als ob sie wachse, die Stirn ihr freier sei, der Blick groß. Dann erst nach all der Zeit, wußte sie, daß sie gesund geworden war, ohne Hilfe, ohne Kar, wie die Menschen gefunden müssen, — aus sich selbst.

Aus allen Ecken

Lebestrübe. Ohne Arbeit gelangt man nicht zur Ruhe und ohne Kampf nicht zum Sieg. (Kempis) — Ueber allen anderen Tugenden steht eins: das beständige Streben nach oben, das Ringen mit sich selbst, das unerfüllliche Verlangen nach größerer Reinheit, Weisheit, Güte und Liebe. (Goethe.) — Bewahrt euch den Sinn für die Freiheit, die echte; denn die Freiheit ist das höchste Gut der Menschheit. (Benedix.)

Ueber das Zodiakallicht plaudert recht festend Dr. M. W. Mayer in seinem anregend geschriebenen Buche „Welt der Planeten“ (Kosmosveröffentlichung, Stuttgart, Franckh'sche Verlagsanstalt). Wir lesen dort folgendes: Dieser geheimnisvolle Schein ist in Deutschland nur selten deutlich zu unterscheiden, während er in den Tropen allnächtlich oft deutlicher als die Milchstraße seine dort fast senkrecht aufsteigende Pyramide leuchten läßt. Die Achse dieser Pyramide liegt stets in der Ekliptik, also im Tierkreis, daher sein Name. Da dieser Kreis um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche abends in mittleren Breiten am meisten zum Horizont aufgerichtet ist, so erhebt sich bei uns um diese Zeit die mattleuchtende Pyramide am meisten über den Dunst des Horizontes. Im Herbst ist morgens das gleiche der Fall, wo dann der Schein am Morgenhimmel der Sonne vorausgeht. Unter den Tropen, wo die Sonne und alle Gestirne nahezu senkrecht aufsteigen, sind die Bedingungen der Sichtbarkeit jenes Lichtes beständig vorhanden, und ganz besonders schön einfollet es sich dort über dem reinen Horizonte des nächtlichen Meeres. Dort nimmt man dann auch häufiger den sogenannten Gegenchein wahr, der als eine matte, verschwommen scheibenförmige Erhellung des Himmels an dem Orte auftritt, der dem der Sonne unter dem Horizonte genau gegenüberliegt. Liebhaber der Sternkunde können sich an der Erforschung dieses merkwürdigen Phänomens dadurch wertvoll beteiligen, daß sie die Lage der Spitze der Lichtpyramide unter den Sternen notieren und die Breite ihres unteren Teiles, soweit man ihn gegen den Horizont hin noch verfolgen kann. Auch die Stärke seines Lichtes, verglichen mit dem der Milchstraße, gibt wertvolle Anhaltspunkte, da man vermutet, daß das Licht in gewissen Jahren stärker und zu anderen Zeiten wieder schwächer auftritt. Gelingt es den Gegenschein zu bemerken, so muß seine Lage natürlich auch festgelegt werden. Sehr wertvolle Beobachtungen hat vor kurzem

Newcomb auf einer schweizerischen Erholungsreise gemacht, indem er auf dem Brienzner Rothorn im Hochsommer um Mitternacht den nördlichen Himmel ganz deutlich vom Zodiakallicht aufgehellt sah. Um diese Zeit zieht die Ekliptik, in der sich der Schein mit der Sonne als Mittelpunkt hinerstreckt, unter dem Horizonte mit ihm nahezu parallel hin. Hat der Schein eine gewisse Breite, so muß er sich noch über den Horizont erheben, und man kann also dadurch seine größte Breite bestimmen. Dies ist natürlich nur in geographischen Breiten möglich, wo um diese Sommerzeit keine „hellen Nächte“ mehr eintreten. Die Sonne also um Mitternacht mehr als 18 Grad unter dem Horizonte bleibt. Newcombs Beobachtungen im Juli 1905 ergaben die Breite des Tierkreislichtkörpers zu beiden Seiten der Sonne zu mindestens 35 Grad.

Das Polieren der Pfahlbauzylinder Steinwerkzeuge präsentiert sich beim näheren Betrachten als entscheidende Neuerung der menschlichen Technik. Keinem der klugen Magdalenier ist es jemals eingefallen, jene Naturarbeit durch Schleifen auf einen besonderen Polierstein nachzumachen. Es ist die alte, ewig wiederholte Kultur-erfahrung von dem Kunststück, das in allem Anfang liegt; nachher erscheint der Erfolg reines Kinderspiel. Nun denn: gleich die erste Pfahlbauuntersuchung zu Obermeilen ergab Hunderte von angeschliffenen Steinbeilen aus Spenit, Hornblende und anderem nichtfeuerfesten Stoff sowie unzweideutige, viel benutzte Schleifplatten aus Sandstein. Die Leute in dieser Station waren also ganz bestimmt schon im Besitz der neolithischen Technik gewesen. Und das hat sich in der Folge auch bewährt selbst für die Pfahlbaustationen, die noch der typisch reinen Steinzeit angehörten. In den aller-ältesten erscheint die Urtechnik wohl noch ziemlich roh, aber im Prinzip über die neolithische Wende hinaus ist sie auch da. Gemacht worden ist die entscheidende Erfindung offenbar bereits in der dunklen Zwischenzeit, die den Anfang der Pfahlbaukultur vom Ausgang der magdalenischen trennt. Noch in den Steinpfahlbauten selbst bewährt sich dann immer mehr technische Vervollkommnung der Sache. Vor allem treten nach und nach auch immer schöner durchlochte Stücke auf, mit denen endlich ein gewisses Nonplusultra nach dieser Seite von den Leuten erreicht worden ist. In allen Größen hat der Seegrund die

Arzte bewahrt. Die fein geschärfte Schmelde kann einseitig sein, aber auch doppelt; an guten Stücken ist sie noch heute so scharf, daß man einen Bleistift damit spitzen kann. Da der famose Schürker nicht bloß den Stein konserviert hat, sondern auch die Holzteile, so sehen wir den Schlagteil der Art vielfältig noch sehr hübsch in seinem Schafstücken, bald unmittelbar im Holz, bald vermittelt durch eine Hirschhornkammer. Und da die Fabrikation am Fleck stattfand (manchmal wirklich mit den Anzeichen eines förmlichen Fabrikbetriebes im großen) und der Seegrund alle Sorten Abfälle auch davon bekam, so kann man die Herstellung noch stufenweise verfolgen. Meist wurde ein schon handlicher Geröllstein aufgeschliffen und entweder direkt zugeschliffen oder, wenn er zu groß war, unter Verwertung von Sand und Wasser mit einem Steinmesser angefügt und durch einen Schlag vollends gepolirt, so daß er zwei Artblätter ergab. Die Kunst des Durchschliffens solcher Steinblätter für den Griff erforderte meist schon eine verwickeltere Vorrichtung, die indessen auch noch ganz ohne Metallhilfe möglich war. Ein hohler Holzschäft, der von einem Flühbogen gedreht wurde, mußte den Stein mit hartem Quarzsand anbohren. (Aus Wilhelm Bössches Kosmosveröffentlichung „Der Mensch der Pfahlbauzeit“ [Stuttgart, Franckh'sche Verlagsanstalt].)

Neue Bücher. „Erzgebirgisches Volk“ nennt sich ein neues Bändchen der bekanntesten Vorwärtsbibliothek (Berlin, Buchhandlung Vorwärts), in der A. Ger, der viel gelese Verfasser zahlreicher in der „Neuen Welt“ abgedruckter Romane und Novellen, in kurzen Skizzen über seine erzgebirgische Heimat plaudert. — Soeben erschienen ist auch der „Jungvolk“-Almanach für das Jahr 1919 (Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin), der sich wieder in seinem schmunzigen Gewande als gediegen-inhaltsreiches und lesenswertes Büchlein empfiehlt. — Einen überaus wertvollen Kriegserzählungsbond hat uns E. Hohne-wald in seinem Buche „Der Mahlaug“ (E. Fleischer u. Co., Berlin) beschriftet, das auf das angelegentlichste zur Lektüre empfohlen werden kann. — „Die Insel“, eine Novelle von Josef Ponten (erschieden bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart; Preis gebunden 3 Mk., gebunden 4,50 Mk.) behandelt in eigenartiger Weise die Liebe zweier durch den Zufall zusammengebrachter Menschen.